



Ein Umzug im Graupelregen? Oder ein obszönes Bild?

## Anmerkungen zu einer Entrüstung

Edward Gorey und das Obszöne

*Von Dieter E. Zimmer*

WAS IST obszön? Alles Kopfzerbrechen über diese nicht eben neue Frage ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die endgültige klärende Antwort hat es bisher nicht gegeben und wird es nie geben — weil es sie nicht geben kann.

Denn Obszönität ist keine Eigenschaft, die bestimmten Gegenständen an sich anhaftet, keine objektive Qualität wie die Wärme des Feuers oder die Härte des Steins. Obszön wird etwas erst durch das Subjekt; dadurch, daß jemand es obszön findet. Die Frage: Was ist obszön? ist sinnlos; sinnvoll ist nur die Frage: Wer findet was obszön, und warum?

Sähe man das ein, so könnte man endlich all die spitzfindigen und zwecklosen Versuche, das Obszöne objektiv ein für allemal zu definieren, sein lassen. «Das, was zur Lust anreizt», «was das allgemeine Schamgefühl verletzt», «was sittlich korrumpiert», Schriften, «deren Verfasser sich in deutlich unzüchtigen Reden ergehen und frech über die Geschlechtsteile sprechen oder schamlose Akte wollüstiger und unreiner Menschen in solchen Worten schil-

dern, daß keusche und zarte Ohren davor zurückschrecken» (so eine Leipziger Dissertation aus, dem Jahre 1688, von der Ludwig Marcuse in seinem Buch über die *Geschichte einer Entrüstung* berichtet) — derlei definitorische Akrobatenkunststücke könnten dann ein für allemal unterbleiben, und das Problem stellte, sich auf eine realistischere Weise — nämlich als ein individuell-psychologisches und als ein sozialgeschichtliches.

Es hat damit nur die eine Schwierigkeit, daß diejenigen, die am eifrigsten Anstoß nehmen, die also dafür sorgen, daß die Frage nach dem Obszönen immer wieder gestellt wird, auch diejenigen sind, die am festesten von dem unwandelbaren, absoluten, «natürlichen» Charakter ihrer Moral überzeugt sind, unerreichbar für gegenteiliges Beweismaterial, das die Wissenschaft vor allem in den letzten Jahrzehnten zusammengetragen hat und das besagt: Moral ist eine bestimmten gesellschaftlichen Zwecken dienende Konvention, und die Zweckmäßigkeit ihrer Einzelforderungen zu überprüfen, ist nicht nur denkbar, sondern im Interesse des Menschen notwendig.

Es stellt sich dabei heraus, daß in bestimmten Punkten zwischen Konservativen und Progressiven, um der Einfachheit halber diese Etikettierung zu gebrauchen, durchaus Übereinkunft besteht, daß man sich mühelos einigt auf bestimmte Güter, die Moral und Gesetz zu schützen haben: Gesundheit und Leben, Eigentum und die Willensfreiheit, um die wichtigsten zu nennen. Schwierig aber wird es unter anderem und vor allem auf dem Gebiet des Geschlechtlichen. Was hier notwendig, wünschenswert, zulässig und unerlaubt ist — hier hört die Verständigung auf, hier herrschen die Affekte.

Zwar hat sich auf diesem Gebiet im Laufe unseres Jahrhunderts unleugbar vieles gewandelt. Allen Wärtern des öffentlichen Anstands zum Trotz haben sich die Grenzen des Zulässigen ständig weiter hinausgeschoben: Kriterium für das öffentlich Erlaubte ist nicht mehr das Empfinden des vermeintlich labilsten Gesellschaftsmitglieds, des minderjährigen Mädchens (puritanische Gesellschaften muteten sich insgesamt nicht zu, was sie diesem ihrem Lieblingskind nicht zumuten mochten), niemanden schockiert mehr der Anblick einer weiblichen Wade, die Nacktheit einer antiken Statue pflegt keinen Anstoß mehr zu erregen, und Schnitzlers *Reigen* darf unbeanstandet auf der Bühne stattfinden. Auf den ersten Blick macht die heutige Gesellschaft sogar den Eindruck, sie sei nicht nur erosfreundlich, sondern erotoman. Doch hinter der Lockerung, und von ihr in eine kriegerische Defensive gedrängt, halten sich die alten Tabus um so zäher. Die Mehrheit der Bevölkerung befürwortet die gesetzliche Bestrafung des Ehebruchs. Im Strafgesetzbuch stehen nach wie vor Paragraphen, über deren Zwecklosigkeit, Gemeingefährlichkeit und Unmenschlichkeit unter Einsichtigen längst kein Zweifel mehr besteht (um Mißverständnissen zuvorzukommen: gemeint sind die Homosexualitäts- und Abtreibungsparagraphen). Und Anstoß genommen wird wie je.

Wir haben die absurde Situation, daß die Zeitung und das Fernsehen dem einzelnen heute Tag für Tag Informationen ins Haus liefern, Berichte über Greuel und Brutalitäten größten Ausmaßes, Bilder und Nachrichten von einem wahrhaft empörenden Elend nah und fern, und niemanden scheinen sie sonderlich zu empören oder auch nur zu interessieren; dagegen irgendeine Bagatelle auf erotischem Gebiet — da ballt und äußert sich die Wut, da entläßt sich die Entrüstung.

So irrational diese Entrüstung an sich ist, so unproportioniert sie sich meistens äußert: sie ist verständlich. Schließlich ist das nicht einfach eine Meinungssache. Die Überzeugungen auf diesem Gebiet sind nicht etwas, das man nach dem Anhören und Abwägen bestimmter Argumente ändern könnte wie eine beliebige andere Meinung, etwa die über den Krieg in Vietnam oder die Zweckmäßigkeit von Lohnleitlinien. Sie ruhen so tief in der individuellen Charakterstruktur und der kollektiven Vergangenheit, daß es mit einem simplen Umdenken nicht getan ist: Um anders zu reagieren, müßte man ein anderer werden. Das jedoch übersteigt meist das Menschensmögliche.

Und daß die Affekte auf diesem Gebiet immer wieder mit so unverminderter Heftigkeit hervorbrechen, ist ein anderer Ausdruck dafür, wie krank unsere Gesellschaft auf diesem Gebiet ist. Sie verlangt Verzicht, sie dringt auf Repression, und da ihre Forderungen, ihre moralischen wie ökonomischen Zwänge unvermeidbar in Konflikt mit den vitalsten Bedürfnissen des einzelnen geraten, da er in ihr nur überleben kann, wenn er seine Bedürfnisse entweder erfolgreich unterdrückt oder sie um den Preis von Schuldkomplexen oder Heucheleien verwirklicht, erzeugt sie eine Frustration und eine Verlogenheit katastrophalen Ausmaßes — und der Umstand, daß sich das individuelle Drama meist unbewußt abspielt, daß die Forderungen als etwas Absolutes, Naturgegebenes und jenseits jeden Zweifels Stehendes akzeptiert werden und eine Rebellion gegen sie gar nicht erwogen werden kann, macht es nicht etwa harmloser, sondern virulenter. Wäre die Menschheit auf diesem Gebiet glücklicher — vielleicht ersparte sie sich dann auch andere Sorgen.

Was ist der Anlaß zu diesen nicht neuen, aber auch nicht unaktuellen Überlegungen?

Die ZEIT hat in ihrer Silvesterausgabe und auf ihrer Humorseite zwei Bilderfolgen des amerikanischen Zeichners Edward Gorey abgedruckt, und eine Reihe von Lesern hat uns ihre Empörung darüber mitgeteilt. Ein kleiner Anlaß? Ja — doch kommt es, wie gesagt, auf diesem Gebiet nicht auf die Dimension des Anlasses an, weil immer das ganze Problem dahintersteht.

Die eine Bildergeschichte heißt *Das Geheimnis der Ottomane* und nennt sich im Untertitel «Ein pornographisches Werk». Daß sie sich selber so unverhohlen als Pornographie bezeichnet, sollte, möchte man meinen, die Leser eigentlich stutzig machen. Pornographie bemüht sich in der Regel, sich

zu tarnen. Genügt die Selbstbezeichnung, genügt der Anblick des Wortes Pornographie an sich, reichen seine zwölf Lettern aus, um den Tatbestand der Anstößigkeit zu erfüllen? Es ist zumindest ein voreiliger Schluß. Ein ähnlicher Blick hätte die Zweifel auch im folgenden wachsen lassen können.

Es hätte sich dabei nämlich herausgestellt, daß Gorey Pornographie nicht liefert, sondern parodiert. Er parodiert die öde der pornographischen Literatur (der trivialen Konfektionsprodukte, nicht der erotischen Literatur schlechthin, die eine große Vergangenheit und eine große Zukunft hat), die Kalkulation mit den Versprechungen, die sie nicht einlöst, die Verheißungen einer Lust, die sie nicht vermittelt.

Das aber ist nur das eine, und zwar das weniger Wichtige. Vor allem erstreckt sich Goreys Satire nicht auf das Produkt, sondern auf dessen Konsumenten; dieses «pornographische Werk» ist eine Satire auf die erotische Phantasie dessen, der pornographische Werke liest. Ihre Methode, ihre Pointe besteht darin, daß gerade nichts «passiert». Das Mißverhältnis zwischen dem in Wort und Bild Mitgeteilten und der kompletten Situation ist grotesk überspannt. Der Leser und Betrachter bekommt nur noch die baren Rudimente einer erotischen Suggestion, in der Art von: «Als Ariane sah, was nun geschah, verfiel sie in einen Schreikrampf» — was geschah, fehlt, auch die dazugehörige Zeichnung zeigt abgesehen von einer harmlosen Sofaecke nichts als kleine Striche und Punkte. Das aber will sagen: Wer das schmutzig und obszön findet, verdankt es ganz allein seiner schmutzigen und obszönen Phantasie; das tatsächlich Vorgeführte ist so harmlos wie nur denkbar, und es genügt ein winziges Stichwort, die Phantasie auf die Fährte zu setzen — so ist unsere Phantasie beschaffen, und die einen durchschauen es und lachen darüber, die anderen wissen es nicht; sie lesen pornographische Werke oder nehmen Anstoß oder tun beides.

Nicht anders Goreys Methode in dem zweiten pornographischen Werk, dem *Soeben entjungferten Mädchen*. Zum einen ist es eine Parodie auf die Anstandsregelbücher und die Trostbriefkästen der Zeitungen, auf den anzüglichen Charakter ihrer Empfehlungen (sonst fein kaschiert, hier direkt ausgesprochen), auf die Absurdität ihrer guten Ratschläge. Anzüglich? Absurd? Man werfe einen Blick ins erste beste grüne Blatt: «Da ich nicht allein sein mag, nahm ich mich eines alten Herrn an. Er ist bald siebzig Jahre alt und auch Witwer. Ich pflege ihn, koche Diät, Sorge dafür, daß er immer tadellos aussieht, und gebe ihm Gemütlichkeit. Und wie dankt er mir? Läuft Straßenmädchen nach. Ratschlag: Zerstreuen Sie sich, damit Sie möglichst bald über dieses häßliche Erlebnis hinwegkommen.» Besser hätte das Gorey nicht erfinden können.

Und zum anderen wieder die gleiche Satire auf die Mentalität derjenigen, die sich an dergleichen Trostbriefkästen, an den dort exhibitionierten inti-

men Problemen weiden. Ein Minimum an schlüpfrigen Details, meist nicht mehr als das Wort Entjungferung selbst, und das noch in betont amtlich-dürren Wendungen wie «nach erfolgter Entjungferung», eine bare Versprechung und nicht mehr — den ganzen Rest hätte die Phantasie des Lesers zu besorgen, wenn sie naiv genug ist. Nur diese Naivität wird dann eventuell Anstoß nehmen; oder aber die andere Naivität, der schon das bloße Signal, das Wort Pornographie oder Entjungferung genügt.

Natürlich wäre es Unfug, wäre es scheinheilig, Gorey darum, weil er Pornographisches und die Mentalität seiner Abnehmer lächerlich macht, zu der Partei der Pornographiebekämpfer und Volkswarte zu rechnen: Es wäre auf einer Linie mit jenen rührenden Anwälten von wegen Obszönität angeklagten Büchern, die die Anklage abzuwenden versuchen, indem sie auf den abschreckenden, den lustfeindlichen Charakter der von ihnen verteidigten Werke pochen — und damit schon die Prämisse ihrer Widersacher, daß nämlich Lust böse sei, zugeben. (Sie handeln oft nicht nur taktisch richtig, sie haben in vielen Fällen auch noch Recht; aber wäre erotische Literatur wirklich nur dann und darum tragbar, wenn sie den Sexus verteufelt?)

Gorey, Gorey zum Beispiel, ist nicht für den Kampf gegen das Obszöne zu reklamieren. Er urteilt nicht vom Standpunkt der Verdrängung und Verkrampfung aus, er ist — darf man «natürlich» sagen? Er macht sich lustig, aber nicht nur über die Folgen des Tabus, sondern über das Tabu selbst. Er ist souverän genug, zu lachen — Lachen aber ist das, was die Hüter des Tabus am schlechtesten vertragen. So wie die Dinge in der Gesellschaft stehen, ist solche Unbefangenheit immer noch gleichbedeutend mit Unmoral.

Ich verstehe, wie gesagt, wie die Entrüstung zustande kommt; ich hielte aber auch einen Zustand für wünschenswert, der die Leute des mühevollen Zwangs, sich über dergleichen zu entrüsten, ein für allemal enthöbe. Ich stelle mir vor: das wären glücklichere Menschen.